

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Und nun hielt unten im Schloßhof ein deutscher Reiteroffizier mit seinen Leuten und begehrte Einlaß bei der Herrin des Schlosses St. Chamant.

Wie ein Gespenst aus der Nacht war er aufgetaucht; wie ein Phantom; wie menschengewordene Drohung künftiger gewaltiger Ereignisse.

Ein deutscher Reiteroffizier hielt mit seinen Leuten im Schloßhof von St. Chamant!

Jetzt auf einmal wußte die schöne junge Frau sich das brauende Dröhnen jenseits der Marne zu denken. Jetzt auf einmal aber fühlte sie auch, wie tief auf dem Grunde der Seele Gedanken und Empfindungen zum Licht rangen, die unter der Liebe des Gatten, unter der Trauer um den dahingegangenen René drei lange Jahre verschüttet geschlafen hatten.

Deutsche Truppen standen an der Marne — deutsche Schützengräben küsteten in wirrem Zickzack das Land — deutsche Offiziere hoben im blinkenden Sonnenlicht, unterm milchig-blaubosphoreszierenden Schimmer des Mondes den Ballast zum Sturm — deutsche Flügelhörner gelsten schneidend zur Attacke!

Sie aber war eine Deutsche — sie, Jutta, Marquise de St. Chamant!

Und klingend lönte ihre Stimme durch den Raum, als sie sich erhob und dem Diener befahl:

„Ich werde den deutschen Offizier im kleinen Salon sprechen. Laß ihn dort eintreten.“

Zu der kostigen äppigen Pracht des kleinen Salons blickte der Rittmeister Brännow von den 4. schweren bayerischen Reitern einen grellen Kontrast.

Schmutzüberkrustet die langen Stiefel, verstaubt die Uniform, im jungen, seit Tagen nicht mehr rasierten Gesicht tief liegende Augen und leise scharfe Linien, die eigentlich gar nicht zu den jugendlich frischen Zügen paßten und von Tagen, von Wochen angespanntester Aufmerksamkeit, Selbstaufopferung, Selbstverleugnung nur zu deutlich erzählten.

Und doch — ganz anders diese in den Hüften schlank veredelte aufgestraifte Gestalt des jungen Reiteroffiziers — so ganz anders, als das, was die junge Marquise seit fünf Jahren an Offizierserscheinungen in ihrem neuen Vaterlande gewöhnt war.

So daß sie — obwohl dieser junge Mensch ihr noch nie im Leben begegnet und vollkommen gleichgültig war — unwillkürlich eine Sekunde zwischen den Portieren stehen blieb und ihn mit einem langen Blick umfaßte.

Heimat — deutsche Heimat!

Der da drüben kam aus dem Lande, wo sie einst ihre Jugend verlebte — kam aus dem Lande, zu dem sich von hier aus keine Fäden mehr hinüberzogen, das ihr nichts mehr zu bieten hatte, seit ihr vor drei Jahren der Vater gestorben, seit sie eine Waise geworden.

Wohnte von diesem jungen Hünen da drüben nicht etwas zu ihr her, das sie nicht verstand — eine Mahnung, eine Forderung, ein frohes Verheißern?

Doch schon war ihr, als sie die Portieren hinter sich zusammenfallen ließ, der junge Offizier rasch einige Schritte nähergetreten, nahm die Haken zusammen und verbeugte sich respektvoll.

„Bestatten, Frau Marquise — Brännow. Und ich bitte gnädigste Marquise gehorsamst um Verzeihung, wenn ich als ein Unberufener und Unverwünschter in den Frieden dieses Hauses eindringe.“

Er sagte das in einem schülerhaften, wenn auch fehlerfreien Französisch und besaß Selbstbeherrschung genug, nicht mit der leibhaftigen Bewegung seine Ueberraschung zu verraten, als die Dame des Hauses auf einen Sessel wies und ihm in seiner Muttersprache antwortete:

„Mein Herr — ich weiß die Person von ihrem Auftrage zu trennen. Seien Sie mir willkommen auf Schloß St. Chamant und scheuen Sie sich nicht, mir Ihren Auftrag zu nennen. Denn um einen solchen handelt es sich doch vermute ich.“

Der Rittmeister Brännow hatte stumm gewartet, bis die junge Frau Platz genommen; dann ließ er sich gleichfalls nieder. Ihr gegenüber. Er hatte den Helm neben seinen Sessel auf den Teppich gestellt und hielt den Säbel zwischen den Knien. Er saß ein wenig vorgebeugt; das helle Licht des Kronleuchters ließ die Konturen seines Gesichtes scharf hervorspringen.

Die angeborene und anerzogene gesellschaftliche Sicherheit des deutschen Offiziers ließ ihn nicht eine Sekunde zögern, als er gedämpft versetzte:

„Gnädigste Marquise versprochen, die Person von ihrem Auftrage zu trennen. Und trotzdem fürchte ich, mir Ihren Unwillen zuzuziehen, wenn ich diesem Auftrage jetzt Worte verleibe.“

„Scheuen Sie sich nicht, mein Herr. Ich weiß, daß die deutschen Truppen bereits — bis in die Nähe dieses Schlosses vorgebrungen sind und vermute, Ihr Auftrag steht damit in Verbindung.“

Da erklärte der Rittmeister gerade heraus:

„Frau Marquise — ich habe den Auftrag, mit Ihnen darüber Rücksprache zu nehmen, wieviel Offizieren nebst der nötigen Begleitmannschaft Schloß St. Chamant Unterkunft gewähren würde.“

„Bezieht sich dieser Aufenthalt nur auf wenige Tage oder auf längere Zeit, mein Herr?“

Ein keifses Lächeln überflog das männlich schöne Gesicht des Offiziers.

„Darüber, gnädigste Marquise, dürfte leztenendes das Schicksal entscheiden. Oder auch vielleicht der Kriegsgott oder meinetwegen der Zufall... wie gesagt — alle möglichen und unmöglichen Elemente, nur nicht menschliche Berechnung.“

Die schöne junge Frau hatte sich tief in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie achtete kaum auf die respektvollen und doch freimüthigen Erklärungen ihres Gastes — in ihr war eine seltsame Empfindung.

Was ihr da aus seinen Worten und aus dem Klang seiner Stimme entgegenwehte... das war wie eine Ahnung von endlosen Feldebreiten, über denen sich türkisblauer Herbsthimmel wölbte. Das war wie ein Hauch von Frische und männlicher Entschlossenheit und unbekümmerten Draufgängertum und Heldentaten, um die nicht viel Wesens gemacht wurde. Das war wie ein Begriff von Kraft und Mut und jäher Energie — das war der verkörperte Begriff des Deutschen.

Verfunkenes Jugendjahre, die unter seinen Worten aufwachten.

Ein zielloses Träumen fiel sie an. Und sie merkte es kaum und schreckte doch unvermittelt zusammen und sagte ohne Ueberlegen, ohne an den Pariser Vetter und die alte Frau da oben auf dem Krankenbett zu denken:

„Schloß St. Chamant hat sechsunddreißig Zimmer, von denen ich Ihnen zwanzig für die Offiziere zur Verfügung stelle. Das Doppelte an Mannschaften könnte in den Wirtschaftsgebäuden untergebracht werden.“

Der Rittmeister Briunow hatte aufmerksam zugehört, schweig eine Sekunde, als wolle er sich das Gehörte überschlagen und berechnen. Dann verbeugte er sich dankend von seinem Sessel aus.

„Das genügt selbstverständlich. Darf ich fragen, ob unsere Einquartierung bereits morgen nachmittag erfolgen könnte?“

„Die deutschen Offiziere werden mir jederzeit willkommen sein, mein Herr.“

Da erhob sich der späte Gast. Fast gleichzeitig mit der Dame des Hauses.

„Gehalten gnädigste Marquise mir, meinen gehorsamsten Dank für solch hochherzige Gastfreundschaft auszusprechen.“

„Es liegt keine Veranlassung dazu vor, mein Herr. Aber Sie werden von dem Ritt sicherli. ermüdet sein und noch nicht zur Nacht gegessen haben. Wenn ich Sie daher bitten darf...“

„Gehorsamsten Dank; aber die Zeit drängt. Gnädigste Marquise wollen mir daher gütigst gestatten, mich sofort zu verabschieden.“

Da neigte sie nur leise den Kopf.

„Werde ich das Vergnügen haben, mein Herr, Sie von morgen ab gleichfalls zu meinen Gästen zu zählen?“

Der Rittmeister Briunow verneigte sich schweigend.

„Also dann werden Sie mir willkommen sein; und auf Wiedersehen, mein Herr.“

„Achmal's gehorsamsten Dank, gnädigste Marquise.“

Die Schloßherrin brüdete auf den Knopf einer elektrischen Klingel. Ein Diener trat ein.

„Frederic — geleite den Herrn wieder hinaus.“

Ein leutes klirrendes Zusammenklagen der Haden — die Thür schloß sich hinter dem deutschen Offizier.

Die junge Frau war im Zimmer stehen geblieben und lauschte reglos, bis sich unten im steingepflasterten Schloßhof Pferdegetrappel erhob — anschwell — schwächer wurde — erstarb.

Da wandte sie sich ab und stieg wieder die breite Freitreppe zur ersten Etage hinauf und betrat den Speisesaal, wo Herr de Marzillargues noch immer am Tisch saß und seine Zigarette rauchte.

„Vetter Alphonse — wir werden von morgen nachmittag ab auf Schloß St. Chamant große Einquartierung haben.“

Er erhob sich hastig. In seinen dunklen Augen flackerte es flüchtig auf.

Von französischen Offizieren, teuerste Cousine?“

„Nein — von deutschen Offizieren!“

Er wich einen Schritt zurück. Um seinen schmalleppigen Mund lief eine feine scharfe Falte.

„Jutta — Sie treiben einen Scherz mit mir.“

„Ich sage die volle Wahrheit, Vetter Alphonse. Und überdies — meinen Sie wirklich, ich hätte bis heut nicht

gewußt oder zumindest geahnt, daß drüben an der Marne, keine hundert Kilometer von hier, bereits deutsche Truppen stehen?“

Alphonse de Marzillargues sah seine schöne Cousine stumm und lange an. Etwas Lauerndes war in diesem Blick. „Eine Deutsche unter deutschen Offizieren!“... murmelte er zwischen den Zähnen.

Aber sie verstand es doch; sie versetzte klar und scharf: „Vetter Alphonse, vergessen Sie nicht — ich bin die Witwe des französischen Marquis René de St. Chamant!“



Alphonse de Marzillargues saß am Schreibtisch des Arbeitszimmers, das man ihm neben seinem Schlafgemach im zweiten Stod des Schlosses St. Chamant eingeräumt hatte.

Die Fenster, die nach dem Park hinausgingen, waren weit geöffnet.

Minutenlang saß er, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte in die dicke Wipfelkrone einer uralten riesigen Kastanie, die ihre Zweige bis dicht an das Fenster heranschob; sah da und starrte gedankenverloren in das dämmrige Grün und lauschte einer Amsel, die irgendwo in den Büschen sang.

Ganz reglos das scharfe Gesicht. Nur manchmal glitt ein scharfes leises Zucken um die Augentlider — der einzige Beweis, daß sein Gehirn rastlos arbeitete.

Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein. Er legte sich den Briefbogen bereit, griff nach der Feder und schrieb:

Lieber Doktor,

ich danke Ihnen für Ihre Zeiten, die ich mit der heutigen Frühpost erhielt. Ich ersehe aus ihnen, daß unsere Leute in Paris die verzweifeltste Gehirnanknistbristik treiben, weil ihnen das Wasser nachgerade schon bis ans Kinn reicht.

Lieber Doktor, diese Klagen Jeremias auf den Trümmern Jerusalems hätten Sie sich täglich ersparen können. Ich vermute auch ohnedies, daß ich zu den einiigermahen intelligenten Zeitgenossen gehöre. Woraus es ankommt, ist einfach — einen Gegenstandszug zu erörtern, um der verdammten Waissepekulation das Wasser gründlich abzugraben. Wie die Dinge in Frankreich dieser Stunde stehen, sind sie allerdings niederschmetternd tröstlos; das ist so der richtige Boden, auf dem die Waissepekulation goldene Berge zusammenharrt.

Sie schreiben mir, unsere Regierung habe ihren Sitz nach Bordeaux verlegt. Wer hat diesen Wahnsinn ausgeheckt? Gab es im großen Paris, gab es im großen Frankreich denn nicht einen einzigen entschlossenen Mann, der diesen Feiglingen von Ministern rechtzeitig in den Arm fiel? Die französische Regierung in Bordeaux — das schon allein wäre ein halbverlorener Feldzug. Dieser Entschluß ist eine grenzenlose Selbsterniedrigung vor der ganzen Kulturwelt! Dieser Entschluß muß notwendig unsere Verbündeten an der Themse und Neva noch flüchtiger und pessimistischer machen! Sie wissen, lieber Doktor — ich persönlich habe noch stets und zu jeder Zeit gegen die Poincarésche Manier, sich mit Unterstützung des Crédit Lyonnais und der Banque de France Bundesgenossen zu werben, respektive sie bei guter Stimmung zu halten, mobil gemacht. In der Boulevardadresse wie auch in radikal-nationalen und privaten Zirkeln. Genügt hat es keinen Pfifferling. Dieser Poincaré ist der Ruin des französischen Nationalbewußtseins! Und leibt jetzt seine Hand dazu, daß diese Feiglinge von Ministern das Spiel schon nach den ersten paar Zügen verloren geben und sich nach Bordeaux flüchten! Wahnsinn, Doktor — ein hirnloses stupides erbärmliches gemeines Verbrechen an Volk und Vaterland! Die Waissepekulation natürlich jubelt und unser nationaler Kredit verliert jetzt auch noch seinen letzten Rückhalt.

Lieber Doktor — ich sagte Ihnen ja vor acht Tagen, daß ich meine Tante und meine Cousine in St. Chamant besuchen wollte. Sie schüttelten darüber den Kopf; denn nach Ihrer Ansicht gab es natürlich wichtigere Fragen und Probleme, als zwei mehr oder weniger nebensächlichen Damen die Hand zu küssen und vor ihnen den Royalier zu spielen. Recht haben Sie. Und so will ich Ihnen denn verraten, daß dieser Reise eine tiefere Veranlassung zugrunde liegt. Und daß nicht nur ich, sondern wir alle, die wir am gleichen Strang ziehen, ein gewalt-

ttiges Stück vorwärts kommen werden, wenn mein Plan glückt.

Ich sage es ohne falsche Bescheidenheit, lieber Freund — er ist klug, dieser Plan; verdammt klug! Warten wir also ab, inwiefern ich mich darauf verstehe, Ideen in Wirklichkeiten umzusetzen.

In etwa acht Tagen denke ich wieder in Paris zu sein. Diesen Termin gebe ich Ihnen deshalb, weil ich Sie dringend und inständig bitte, mir nicht mehr hierherzuschreiben. Denn von heut nachmittag ab werden wir große deutsche Einquartierung im Schloß haben — allem Anschein nach auch höhere Offiziere darunter; und dann ist die Hoffnung, daß hier anlangende Briefe uns Bewohnern des Schlosses ungeöffnet übergeben werden, eine mehr als problematische. Werden Sie also nicht ungeduldig und warten Sie ruhig, bis ich Ihnen persönlich wieder die Hand drücke. Vielleicht sehe ich dann schon als der Herold günstiger Nachrichten vor Ihnen; vielleicht auch nicht... zumindest werden wir dann über eine große Reihe zweifelhafter Fragen, die mich seit Wochen beschäftigen, absolute Klarheit haben. Und werden durch diese Klarheit auf die eine oder andere Weise die Möglichkeit finden, von jetzt an scharf und wohlüberlegt auf unser Ziel loszugehen.

Ich drücke Ihnen im Geiste die Hand, bitte Sie, Marguerite von mir zu grüßen, und bin bis auf unser Wiedersehen Ihr

Mphonse de Marcellargues,

So lautete der Brief, den der elegante Pariser Planer noch einmal sorgsam überlas, hier und da in Einzelheiten verbesserte, ehe er ihn in das bereits beschriebene Kuvert schob, versiegelte.

Die Adresse lautete:

Monsieur le docteur

Paul Darragon

Rue Lafajette 137

Paris

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Fräulein von Bennebel.

Von Rudolf Michael.

(Nachdruck verboten.)

Durch die nackten Äste der Bäume sah ein schläfriger Himmel. Und die Wolken schienen zu weinen, so grüesgrünig kamen sie von Westen her gezogen und schlepten ihre vollen grauen Bänche langweilig vorüber. Nur bisweilen, wenn der junge Wind vom Meere sich dahinterstieß, dann hasteten sie vorbei wie eine fatte Herde am Abend, die der Hund fröh. Denn das Meer war nicht weit. In frischen, klaren Tagen konnte man es in der Luft spüren. Dann stand ein selziger Rauch unbeweglich über Baum und Acker. Und das faule Wasserchen seitab vom Dorfe bekam einen schnellsten Atem.

Büsch und Kraut im Park waren ein bisschen verwildert. Gläserne Scherben lagen bisweilen unterm Gras, die der Staub trübte und die der Regen wieder hell wusch. Und am hohen Rosenbüsch gleich rechts vom Tor hing wirklich noch ein braunes, vergrühtes Knospchen und schien zu fragen: „Wo war denn die liebe Hand, die mich pflücken sollte?“

Alle zwei, drei Tage lauschte der alte Gärtner Grothkopp durch den Garten, hatte die Hände hinterm Rücken ineinander gelegt und philosophierte mit großen, wunderlichen Augen in den grauen Himmel hinein. Gewiß, er hatte die Sorge für den Garten, wie seit Jahren, so auch in diesen einlamen Wochen. Aber er allein konnte es doch wirklich nicht schaffen. Und Hilfe gab's nicht, seit auch die letzten Burtschen und auch die letzten Väter als Wehrmänner ins Feld gegangen waren. In das große Feld an der Grenze, das man mit Granaten pflügt, mit Blut düngt und mit Eisen beist.

Die Beete und Rabatten waren nicht sauber abgeräumt. Manches Sträuchlein mußte diesen Winter draußen zubringen, während es sonst mit dem Kopf unter die warme Erde kriechen konnte. Und in einem Winkel der Grotte träumte sogar noch eine verlassene, leere Weinflasche von dem süßen Rausch eines warmen Sommerabends. Wer der alte Gärtner hatte bei solchen Betrachtungen gern ein gutes Wort, so oft er mit seinen Pflanzen sprach: „Laß man, Kräutlein, die draußen schlafen jetzt auch nicht immer warm!“

Und schließlich, für wen sollte sich denn der Garten auch schmücken? Das Fräulein Berta von Bennebel war im vorigen Frühjahr fortgeritten, und darum war's wirklich nicht nötig, daß der Garten geziert dastand wie ein Bursch, der freien geht, und ein Jungfräulein, das am Sonntag den Schatz erwartet. Dazu war der Garten denn auch zu alt. Er hatte ja auch selbst Einsicht. Er wußte, daß Acker und Obst die menschliche Dürste jetzt viel dringender bräuchten als Rosen, die nur duften, und Lilien, die nur gefallen

wollen. Dem Gärtner Grothkopp ging's zwar zuerst ein wenig gegen den Strich. Aber er sagte allmählich sich doch drein, weil er sah, daß es eben nicht anders ging. Und wenn Karl Brüdger, der dürre Künstler, ihn manchmal nach Wetter und Land fragte, dann antwortete er nur hart: „Die Saat geht auf!“ Und dabei schlug er meistens noch mit der Faust so derb auf den Tisch, daß der dürre Künstler es beinahe bereute, überhaupt geiragt zu haben.

Vor nun gerade einem Jahr hatte Wilhelm Grothkopp seine Herrin abreiten sehen. Da war er mit ihr noch ein letztesmal durch den Park gegangen, obwohl ein fetter Schnee in flimmernden Kloden über Gras und Weg taumelte. Den beiden schien's aber wie wie'nde Blüten, die der nichtsnutzige Wind von den vollen Obstämmen wirft. „Ja, gnädiges Fräulein, das kann ich mir nun garnicht vorstellen, wie das werden soll,“ hatte der Alte gesagt und träumend ins Weite gesehen.

Fräulein von Bennebel hatte sich mit einem Lächeln abgemüht, das wie falsche Perlen glänzte. „Na, Grothkopp, wenn's mir draußen nicht gefällt, komme ich bald wieder.“ Der Alte schien ungläubig und zuckte in der Nase wie ein Pferd in der Krippe.

„Ja, wir sind alt, gnädiges Fräulein. Sie gehen in die Wüste.“ Dieser letzte Satz klang wie das letzte Urteil eines sterbenden Philosophen. Ernst, trocken und geheimnisvoll. Sie wendeten scharf um und gingen den Weg zurück.

Das Fräulein horchte hell auf. „Wüste, Grothkopp?“ Und nach einer Weile. „Ach, muß doch auch mal etwas von der Welt sehen!“ An dem bintem Tuch, das das Fräulein über dem silber schimmernden Haar trug, zerrte ein ungestümmer Wind, so daß es flatterte wie ein Segel, eine Flagge auf See. „Bin über vierzig Jahre über diese Wege gelauten, Grothkopp. Bin ausgelassen über die Heden gesprungen und wätere vorichtig drum rum gegangen. Nun ist die Zeit nochmal jung geworden, Grothkopp.“

Der alte Gärtner nickte tiefsinnig vor sich hin, und ein hellerer Glanz trat wie ein Blincklicht in seine Augen. Hastig bückte er sich, hob eine Glasscherbe vom Beet und wart sie bisig über die Gartenmauer. Dann schluckte er ein paar mal wie an einem unbenommen Bissen. „Gnädiges Fräulein, hätten früher heiraten müssen.“ Er sah sie wüchlich an, als wolle er die Wirkung seiner vollenden Worte beobachten. „Nu is es einsam hier.“

Fräulein von Bennebel schweig eine Zeitlang. Ein feines, leises Abschiedsweg legte sich wie ein Spinnwebke um ihr aufkullendes Herz. Wirklich. Sie ließ hier nichts zurück, keinen Mann, keine Schwester, kein Kind. Und der alte Grothkopp zerrte nun doch gutmütig graunam an all dem lieben Land, der ihr Inneres erfüllte.

„Ach, Grothkopp, reden Sie nicht so! Sie wissen doch auch, wie alles war. Ist wohl einer hier gewesen, den ich hätte nehmen sollen?“ Der Alte geirante sich keine Antwort. Das Fräulein fuhr fort und sprach halb mit sich selbst. Ihre Stimme zitterte sanft. „Ich hab mich doch nicht verschadern wollen. Und von allen, die hier waren, hab ich keinen gemocht. Nein!“

Weg für Weg schritten sie ab, um Zeit zu gewinnen für ihr seltsam trantes Gespräch. Aber es konnte auch so scheinen, als wolle das Fräulein noch überall hin ihren Fuß setzen, bevor sie in die Ferne reiste. Der nasse Kies knirschte gar nicht unwillig wie sonst. Die schneeigen Kloden hatten sich müde getanz. Fräulein von Bennebel wurde lothhafter. „Aber heute ist's ganz anders. Das ist ein wunderbar hartes Geschlecht, Grothkopp. Die Ackerleute habe ich ja immer gern gemocht. Deut ist das ganze Vaterland voll von solchen Leuten.“

Der Gärtner wart einen ickenen Blick nach rechts über das schmale, vornehm ernste Gesicht des Fräuleins, als befrachte er, daß sie mehr sagen könne, als er hören dürfe. Denn neugierig war er wirklich nicht, der Alte. Nur ein philosophischer Gang ins allgemeine bewegte ihn.

„Grothkopp, sagen Sie nicht, daß ich alt geworden bin. Das tut mir weh, verstehen Sie? Aber dies Wunder muß ich mir ansehen. Das lange genug hier im stillen Garten gehodt. So eingetrodnet bin ich noch nicht.“ Lauter, mit einem Hauch verstedten Tropes sprach sie diese Worte. Und der Alte sammelte verwirrt. „Na, gnädiges Fräulein, wenn's sein muß...“ „Nein, nein, mein lieber Grothkopp, so böß wird's nie werden!“ Und dabei klopfte sie ihm lächelnd auf den gekrümmten Rücken, während dem Alten die Knie zitterten. Denn sie kannte ihn und wußte, was der resignierte Alte hatte sagen wollen. „Wenn's sein muß.“ Dann reiste das Fräulein von Bennebel ab.

Als der Wagen mit dem einen Pferd über die Landstraße dem Dorf zurollte, stand der alte Gärtner am Torweg, die Mäse in der Hand, steif und unbeweglich wie ein Bildwerk, mit dem Wunderen Blick eines Kindes. Denn er war nicht mehr ganz Herr seiner Seele.

Fräulein Berta von Bennebel reiste über Berlin nach dem Süden. Unendlich rollte der Zug. Weiter und ferner. Neger und Wälder flogen zur Seite vorbei wie fortgewehtes Spielzeug. Das Fräulein trug eine schwarze, seidene Haube und ein schlichtes silbernes Kreuz als Nadel über dem Mantel. „Schweifter Berta, kommen Sie nur, wir verdrasten ja!“ rief eine lachende Stimme aus dem Weis. Da ging sie hinein zu den andern. Ihr Gesicht war jung und froh. Verhaltendes Feuer lebte in ihrer Gestalt.

Das Haus im Garten blieb nun still zurück. Eine verlassene Geliebte. Es sah hinter seinen staubigen Fenstern den Frühlings anelken, sah den Sommer in vielen Farben sich über dem Rosen

wiegen und den Herbst müde in sich zusammenfallen wie einen springenden Brunnen. Alle zwei, drei Tage schob der alte Grothlopp über die vom Ries knirschenden Wege, die Hände hinterm Rücken ineinandergelegt, und die Augen verloren im Nebel des winterlichen Himmels. Fräulein von Bennebel schrieb wohl einen Gruß, aber der war kurz und nichts als eben ein Lebenszeichen. Bei den Tärken irgendwo im Sonnenbrand schaffte sie eine harte, zähe Arbeit. Sie sah Sterbenden in das letzte Aufleuchten der tapferen Augen und sie führte Gensende zu ihrem ersten Spaziergang.

Als aber wieder der Frühling vor den Toren rüstete und schwärmend über das Land ziehen wollte, kam Berta von Bennebel zurück. Unerwartet wie die ersten Blüten über Nacht. Schmäler war sie im Gesicht geworden, noch zarter. Nur die Haut trug einen goldbraunen Schimmer von süßlicher Sonne. Der Alte schaute aus vollen, blanken Augen wie ein Kind. „Ja, Grothlopp, nun sind wir wieder da. Das war eine herrliche Sache!“ Sie ging hastig durch die dämpernden Zimmer, öffnete alle Fenster und ließ den durstigen Märzwind durch alle Eden wehen.

Der alte Gärtner stapfte hinterdrein. Und es war, wie wenn ein lustiges Mädel einen täppischen grauen Bären an der Nasenfette herumkarrt. „Dab drei Monate schwer krank gelegen, Grothlopp!“ lachte das Fräulein und beugte sich weit über's Fensterbrett. Der Gärtner bezwang sein Stammen. „Schwer krank,“ wiederholte er tonlos. „Ja, ja, viel, viel Arbeit und wenig Ruhe, da hätte mein Herz bald gestreift,“ plauderte das Fräulein fröhlich weiter. „Ja, da kann man doch nicht so lustig sein,“ stolperte der Alte. „Doch, Grothlopp, doch! Es war eben eine schöne Zeit. Alle, alle haben da geschafft und gearbeitet. Und da hab ich mir eben gesagt: du darfst nicht krank werden. Hast keinen Fall! Was glauben Sie wohl, was unsere Leute haben dort durchzumachen müssen?“

Es war Mittag draußen. Ein feines Leuchten spann sich über Dorf und Park. Die Krähen schrien in der Ferne schar und heiser, denn sie fühlten die Allgewalt des Lichts. Der alte Gärtner besah in den nächsten Tagen zwei, drei Frauen aus dem Dorf zur Hülfe, um den Garten ein wenig wieder in Form zu bringen. „Nur nicht zuviel, Grothlopp,“ lächelte das Fräulein. „Es wird doch wieder alles heruntergetreten.“ Der Gärtner schaute besorgt hoch und sah sich mit der Rechten ins Kreuz, da ihm der Rücken schmerzte.

„Ja, Grothlopp, ich will mir Kinder hierher holen. Eine ganze Menge bunter ausgelassener Kinder. Hören Sie? Mädchen und Jungen, Blonde und dunkle. Aus dem Dorf sollen sie kommen und von anderen Gütern. Ja! Bauernmädel und kleine Komzessen. Die sollen sich hier alle gesund springen und spielen. Trugs muß ich doch tun für mein Vaterland und seine Soldaten. Nicht wahr, Grothlopp?“

Der Alte schwieg glücklich. „Gerngott, wird das ein Leben sein!“ lachte das Fräulein und sprang ins Haus.

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

D diese Fremdwörter!

- Ein Nebel hat der deutsche Mann!
- Er wendet gern ein Fremdwort an,
- Und wenn man's deutsch auch sagen kann,
- Er wendet doch ein Fremdwort an.
- Er impo-, defi-, deponiert,
- Er iso-, gratu-, defiliert,
- Er da-, zi-, dit- und debilitiert,
- Er do-, for-, inspi- exerziert,
- Er igno-, inse-, ispiriert,
- Er bombar-, degre-, explodiert,
- Er bug-, zen-, sci- und amüsiert,
- Er della-, bla- und animiert!

D du verfluchte ier-erei!
Der Teufel hol' die Biererei,
Die Sprachruinerei
Und Bildungsparadierei!

— Ach, Goethe, hättest du's erlebt,
Wie man die Sprache jetzt verwässert,
Mit welchen Brocken sie durchweht,
Du hättest deinen Faust verbessert:

Es lezt der Mensch, so lang er strebt! Jugend.

Das Gedicht stammt aus der vortrefflichen Sammlung: *Deutsche Sprache Ehrentrang*. Dichterische Zeugnisse zur Geschichte des Lebens und der Entwicklung der Wortung und des Machtgebietes unserer Muttersprache, gesammelt und erläutert von Universitätsprofessor Dr. Paul Vietsch in Greifswald. Es ist im Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erschienen.

Büchertisch.

— Deutschlands wirtschaftliche Widerstandskraft. Von Gustaf Cassel. Der Verfasser dieser Schrift (Verlag von Ullstein & Co. in Berlin) ist Professor Gustaf Cassel.

der über Schwedens Grenzen hinaus bekannte Nationalökonom der Stockholmer Universität. Vor drei Monaten hat er das im Zeichen des Weltkrieges stehende Deutschland bereist, um dessen wirtschaftliche und finanzielle Lage zu ermitteln und das Resultat seiner Untersuchungen öffentlich darzutun. Leibschastlose Gründlichkeit ist die Art dieses nordischen Gelehrten; aber nur stärker wirkt dadurch seine freudige Bewunderung deutscher Kriegsarbeit, sein mutiges Eintreten für Deutschlands Zukunft. In klaren, gedankenvollen Sätzen zieht er die Bilanz unserer inneren Mobilmachung. Er zeigt, wie Tag für Tag weit hinter den Schützengräben das Aufgebot unserer Volkskraft sich erneuert, wie Gefangenearbeit und Frauenarbeit planmäßig geregelt werden, und in welchem Umfange sich die deutsche Industrie den veränderten Produktionsbedingungen anpaßt. Zuversichtlich sind seine Betrachtungen über die kommende Ernte, lehrreich seine Darlegungen über die Organisation des Lebensmittelmarktes, in deren Ausbau wir jetzt noch begriffen sind. Mit der Ruhe des Kenners tritt er der tendenziösen Annahme einer Verschlechterung der deutschen Saluta entgegen. Auch ihm ist der mächtige Erfolg unserer Kriegsanleihen ein Beweis wirtschaftlichen Wohlstandes, der die Hoffnungen unserer Feinde, Deutschland werde durch den Krieg schrittweise zu erschöpfen sein, bligen straft. Wohl rechnet er mit einer Einschränkung des Verbrauchs, mit einem Rückgang der Lebenshaltung, aber geringfügig scheint ihm dieser im Vergleich zu den Folgen der harten Kriegszeit, die Schweden bestehen mußte. Nicht schönfärberisch ist Cassels Studie, sondern durchdrungen vom hohen Ernst unbedingter Wahrhaftigkeit.

Mit dem soeben erschienenen Juliheft beginnt die Münchner Kunstzeitschrift „Die Kunst“ (F. Bruckmann u. S., München), das letzte Quartal ihres laufenden Jahrganges. Haben uns die schönen, stets verschwenderisch ausgestatteten Monatshefte seit Beginn des Krieges des öfteren durch ihren, in dieser Hinsicht allerdings besonders gewählten Inhalt auf die Zeitereignisse und -Stimmungen, soweit sie von der Kunst berührt wurden, hingewiesen, so ist das vorliegende Heft ohne jede kriegerische Note der tendenziösen Kunst gewidmet und erfreut bei gemäßigtem Durchblättern nach allem uns aus den vielen erscheinenden Zeitschriften entgegenstrebenden Kriegsgeschrei doppelt. — Walter Büttner ist ein mit älteren und neueren Arbeiten reich illustrierter Aufsatz gewidmet. Nicht minder reich ist der Aufsatz über den kürzlich verstorbenen Dresdener Maler Oskar Zwintscher. Richard von Boshingers Kunst († 1914) wird vorgeführt und ein illustrierter Bericht über „Kunst in Kölner Privatbesitz“ beschließt den ersten Teil des Heftes. Der zweite, der angewandten Kunst gewidmete Teil behandelt ausschließlich österreichische Kunst.

— *Deutscher Wille* (Kunstwart). Zweites Jahrbuch 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3 M. Verlag von Georg D. W. Callmey, München.) Der Verlagsrat erörtert die Möglichkeit der Friedensvermittlung durch Amerika. — Weiter behandelt Wolfgang Schumann die „Ausgaben des Theaters“, Paul Bekker würdigt Max Reges. Diesem Aufsatz ist eine Zeichnung von Budjinski beigegeben, die Reges am Klavier zeigt, ohne Wissen des Künstlers gezeichnet, wohl das letzte künstlerische Bildnis Reges überhaupt. — Ferner enthält das Heft einen Aufsatz über das „Deutschtum in Rußland“ von einem Deutschen, sowie einen über den „Wiederaufbau Belgiens“ von einem Sachverständigen.

— *Die Weltliteratur*, München 2, Färbergraben 24, die jeden Samstag für 0,10 M. einen der besten Romane oder Novellen der Weltliteratur bringt, gibt in ihrer neuesten Nummer 28 Schiller: Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn; Belagerung von Antwerpen.

— *Die Schweizer Illustrierte Zeitung*, Verlagsanstalt Bingler & Co., Zofingen, bringt in ihrer neuesten Nummer 28 wieder interessante Bilder vom Leben und Treiben bei unseren Feinden, so z. B. afrikanische und hinterasiatische Kulturträger.

— *Praktische Obstverwertung ohne Zucker*. Nebst Anhang über das Dörren und die Verwendung von Abfällen. Von Dr. J. Kochs, Vorsteher der Versuchstation für Obst- und Gemüservwertung an der Kgl. Gärtnerlehranstalt Berlin-Dahlem. Verlag von Paul Parey in Berlin SW 11, Fiedemannstraße 10 und 11. Preis 25 Pfg.

Scherzrätsel.

Vorn und hinten Holz und Strich.
„Bitte schön, mir auch ein Stück!“
Nichts bekomm' ich?! — Auch nicht schlecht!
Nun, dann ist sie mir's erst recht.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Magischen Quadrats in voriger Nummer:

G	Y	P	S
Y	S	O	P
P	O	S	A
S	P	A	A